

zinnfiguren

KULTURBUND DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

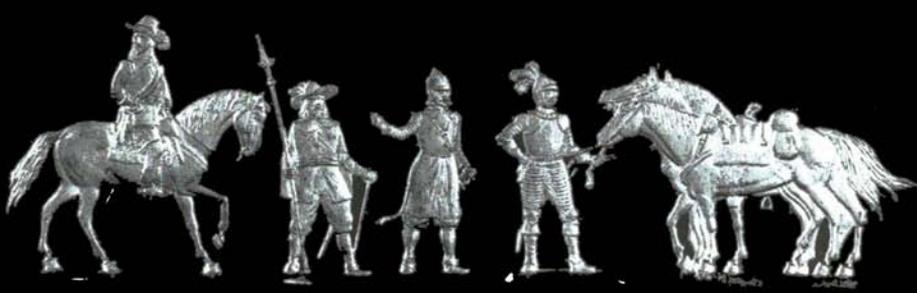
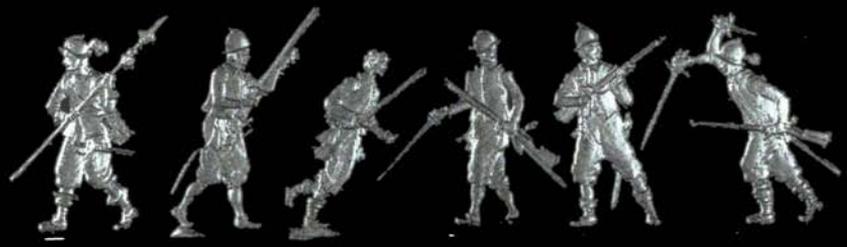
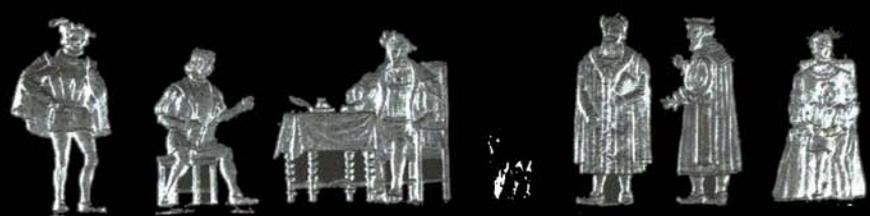
1987.3

INHALT

- Der Kampf um Frieden als Thema der Arbeit mit der Zinnfigur
Seiten 83 bis 85
- Die Vogelwiese zu Dresden, Schützen – Schützenvereine – Schützenfeste
Seiten 86 bis 88 und 92 bis 93
- Farbstoffe und Färberei in alter Zeit Seiten 89 bis 97
- Eine Zinnfigurenausstellung zur 1200-Jahrfeier Seiten 97 bis 99

Dieses Heft enthält weitere Blätter des Dritten Nachtrages zum Katalog der Formen kulturgeschichtlicher Zinnfiguren in der Deutschen Demokratischen Republik

Figurentafel I



DER KAMPF UM DEN FRIEDEN
ALS THEMA DER ARBEIT
MIT DER ZINNFIGUR

Mit deutlichem Gespür für die geschichtliche Situation, in der wir leben, hat der XI. Bundeskongreß des Kulturbundes der DDR die Aufgabe gestellt, das Wirken für die Sicherung des Friedens, den Kampf um das Schaffen einer friedlichen Weltordnung als die zentrale, alles durchdringende Kulturtat zu betrachten und in der eigenen Tätigkeit geltend zu machen.

Eine solche Sicht entspricht zutiefst den Intentionen der Freunde der Zinnfigur, die durch die Gestaltung historischer Figuren und Bilder anschaulich auf das Lebensgefühl und das geschichtliche Selbstverständnis tausender Betrachter einwirken. Wir verstehen sie allgemein als eine weitere, den Bedingungen unserer Zeit gemäße Konkretisierung der Wende, die wir in der Aneignung des Erbes und der Tradition der Beschäftigung mit der Zinnfigur vollziehen. Und in diesem Sinne sollte all unser Sinnen und Trachten bei allem Geschichtlichem, was wir darstellen – also auch bei Militaria –, bestimmt werden durch die Überzeugung, einen Kulturbeitrag zu einer friedlichen Welt zu leisten. Denn eine sichere friedliche Welt ist ein historisch höheres Kulturniveau in den politischen, ökonomischen, kulturellen, sozialen und ethnischen Beziehungen der Staaten, Völker und Nationen als wir es aus der bisherigen Geschichte kennen.

Die folgenden Bemerkungen setzen diese allgemeine Haltung voraus und möchten auf eine zweite Seite eingehen. Es ist an der Zeit, dem Kampf um Frieden, Sicherheit, Abrüstung, Koalition der Vernunft und des Realismus in unseren Darstellungen auch thematisch mehr Raum zu geben.

Hervorstechend und doch für unsere Tage relativ neu sind zum einen die Breite der Friedensbewegung, die Vielfalt der Formen, in denen große Massen ihren Willen bekunden, die wachsende Organisiertheit des Kampfes,

trotz der Bemühungen aggressiver Kreise, den Friedenswillen und seine Bekundung zu atomisieren und zu privatisieren, das wachsende Verständnis weltanschaulich und politisch weit entfernt stehender Gruppierungen füreinander in der Frage des Friedens. Zum zweiten wächst die Zahl der Begegnungen zwischen politischen Führungskräften, darunter Staatsmännern und Militärs gegensätzlicher politischer und militärischer Bündnisse und Blöcke.

Das alles läßt sich mit Zinnfiguren recht einprägsam darstellen: Friedensdemonstrationen und -märsche umfassen heute Tausende Teilnehmer aller Klassen und Schichten, verschiedener Berufsgruppen, führen Menschen verschiedener Nationalität und Rasse im Bekenntnis zum Frieden zusammen. Diese Menschen, die da gemeinsam etwa am Olof-Palme-Marsch teilnehmen, bekennen sich jeweils zu ihrer Weltanschauung und reichen sich über die Unterschiede der Weltanschauung oder des Glaubensbekenntnisses hinweg in der politischen Grundfrage des Lebens unserer Zeit die Hand. Vergessen sollten wir auch nicht, denen ein Denkmal zu setzen, die in den fünfziger Jahren Unterschriften für den Stockholmer Appell sammelten und gegen eine Flut von Unverständnis und Drohung, nicht oft auf Sympathie stößend, diesen Weg des Kampfes um den Frieden beschritten. Es wäre an der Zeit zu zeigen, daß Frieden Kampf voraussetzt und des Mutes jedes einzelnen bedarf. Gerade in den Aktionen gegen die Stationierung von Pershing-Raketen und Cruise-missiles in West-Europa läßt sich im Diorama deutlich machen, wie sehr persönlicher Mut und Kraft der Organisiertheit der „Schwachen“ als Gegengewicht gegen die hohe militärische Organisiertheit der Gegenseite notwendig war und ist. Schließlich steht noch aus, die Einheit von Interessen des ganzen Volkes und Staatsmacht in der Friedensfrage im Sozialismus sichtbar werden zu lassen. Auch in der sozialistischen Gesellschaft bedarf die Sicherung des Friedens großer politischer, ökonomischer, sozialer, militärischer und kultureller Anstrengungen. In Zinn einprägsam darzustellen, welches Glück für die Bürger darin besteht, einen

Staat zu haben, dessen Handlungskonzeption auf Frieden gerichtet ist und der sein ganzes politisches, ökonomisches, soziales, kulturelles und vorerst auch noch militärisches Potential in die Wagschale des Friedens legt, ist schon Anstrengungen der Dioramenbauer wert. Dem Gedanken vom Arbeitsplatz als einem Kampfplatz für den Frieden könnte vielseitige Anschaulichkeit verliehen werden, ohne dabei plakativ zu wirken, und könnte manchen zum Nachdenken anregen.

In diesem Zusammenhang möchte ich besonders hervorheben, daß die Massenaktion im Kampf um den Frieden durchaus in der nötigen Differenziertheit dargestellt werden sollte. Es geht nicht nur um die Charakteristik einzelner sozialökonomisch oder beruflich, sozialetnisch oder kulturkreisspezifisch oder kulturell und ideologisch zu unterscheidender Gruppen, sondern auch um die Darstellung der Individualität, die jeder in der Gruppe und in der Massenaktion unverwechselbar äußert. Der Weg, den Erwin Ortman im Diorama eines Gladiatorenkampfes bei der Gestaltung der Zuschauermassen eingeschlagen hat, kann auch für Dioramengestaltung zum Thema Massenaktion im Kampf um den Frieden eingeschlagen werden. Es kann und sollte deutlich werden: Was wir für den Frieden der Menschheit tun, tun wir auch für uns und unsere Familie, und bei der Übereinstimmung in Grundauffassungen bewahren die einzelnen auch innerhalb der Massenaktion die Unverwechselbarkeit ihrer Individualität.

Das zweite wäre, auch all jene in ihrer geschichtlichen Vorbildwirkung durch Darstellung in Zinn zu würdigen, die im politischen Verkehr der Staaten, Völker und Nationen zum Abbau konfrontativer Denkweise, zur Überwindung des Mißtrauens und der Feindschaft sowie zur allmählichen Herausbildung und Durchsetzung von mehr gegenseitigem Verständnis und Vertrauen beigetragen haben und beitragen. Natürlich wäre es gut, eine Reihe Porträtfiguren herausragender Politiker für die Darstellung von Gipfeltreffen oder Staatsbesuchen der Repräsentanten von Staaten unterschiedlicher sozialer Ordnung zu haben. Ebenso gut wären „Generale

für den Frieden“. Vielleicht wagt es jemand, solche Zinnfiguren zu schaffen. Aber wir wollen nicht vergessen, daß in vielen, ja in den meisten Fällen den Begegnungen auf höchster Ebene andere Begegnungen – oft über Jahre gedehnt – vorausgingen und ihnen in neuem Maße folgen: Treffen von Diplomaten, von Wirtschaftsfunktionären und Industriellen, von Wissenschaftlern, Schriftstellern, bildenden und darstellenden Künstlern, von Sportlern, von Parlamentariern, Gewerkschaftern, Frauen- und Jugendorganisationen undsoweiter. Auch diese Botschaften des Friedens sind reizvolle Themen für die Darstellung in Zinn und können unser Anliegen sehr ansprechend anschaulich machen, ohne unbedingt der Porträtfigur zu bedürfen.

Wir würden aber das große Thema sehr einengen, würden wir bei den bisher genannten Seiten des Kampfes um Frieden, Sicherheit und Koalition der Vernunft und des Realismus stehen bleiben. Der Kampf um Frieden, Abrüstung und Sicherheit wird von realistischen Theoretikern und Politikern, darunter von den Marxisten-Leninisten, als Nummer 1 in das umfassende Problem eingeordnet, die schwere Kunst des Miteinanderlebens von Staaten unterschiedlicher sozialer Ordnung in einer Weltgemeinschaft zu erlernen. Die historisch konstruktive Seite des demokratischen Friedens ist die gleichberechtigte Kooperation und die Offenheit für kulturellen Austausch – letztlich die wechselseitige Ergänzung der Staaten, Völker und Nationen bei der Lösung auch der anderen globalen Probleme, die mit jenem dringlichsten zusammenhängen. Alle Darstellungen in Zinn, die dem realistischen, auf tatsächlichen Zusammenhängen fußenden Kennenlernen der Völker, ihrer Lebensweise dienlich sind, leisten unverkennbar auch einen Beitrag für die geistige Orientierung auf ein solches Zusammenleben. Die Freunde und Gestalter von Zinnfiguren und der Anschauungsmittel mit ihnen könnten gerade im Wissen um die emotionale Wirkung ihrer Darstellungen viel helfen, keine bornierten, moralisierenden Vorstellungen von unseren Partnern in aller Welt aufkommen zu lassen und jedem elitären Denken in Bezug auf die Beziehungen

zwischen den Völkern die Spitze abzubringen. Gleichzeitig könnten wir spürbar machen, daß in internationaler Kooperation nicht nur Güter produziert werden, sondern auch Vertrauen in die Arbeits- und Denkweise der kooperierenden Partner erzeugt wird. Hierin haben wir durchaus Erfahrungen auf nahezu allen Kontinenten, die wir in Zinn fassen könnten. Zu diesem Komplex gehört auch die anschauliche Demonstration internationaler Zusammenarbeit auf wissenschaftlichem Gebiet, zu der sich einer der Begründer des Atomzeitalters, Niels Bohr, so äußerte: „In der Tat ist die enge Zusammenarbeit bei der Suche nach Erkenntnissen einer der aussichtsreichsten Wege, um zu jenem Verständnis beizutragen, das notwendig ist, um das große gemeinsame Ziel der freundschaftlichen Zusammenarbeit zwischen allen Völkern im Interesse des Fortschritts der menschlichen Kultur und zum Wohle der Menschheit zu erreichen.“¹ Hier ist es durchaus möglich, einmal einen Blick in die Zukunft zu tun, wobei es mehr auf die Darstellung der Kooperation denn auf die Gestaltung phantastischer Technik ankäme.

Bisher habe ich in meinen Überlegungen den Akzent auf die Gegenwart und ihre Darstellung gelegt. Ich glaube aber, es gehört zu unseren erstrangigen kulturellen Pflichten, auch die Geschichte des Friedensgedankens und der Friedensbestrebungen aufzuarbeiten und in Zinn auszuformen. Das ist deshalb so schwierig, weil in der Vergangenheit mehr die Ideologie des Krieges und der Konfrontation herrschend war. Dennoch hat es auch in der Vergangenheit ein humanistisches Denken und Streben gegeben, das unverzichtbares Kulturgut auch dann ist, wenn ihm zu seiner Zeit kein Erfolg beschieden war.

Es ist gewiß nicht vollzählig, wenn ich hier auf einige wenige Traditionslinien hinweise. Zu denen, die in Deutschland zur Zeit der Reformation im Sinne des Friedens Stellung genommen haben, gehören neben Martin Luther und Erasmus von Rotterdam auch der Arzt Paracelsus und Sebastian Franck. Namentlich Paracelsus wendet sich scharf gegen den sogenannten Weltanschauungskrieg.² Wenn wir Thomas Müntzers gedenken, soll-

ten wir bei der Beleuchtung der Epoche auch diese Seite sehen. Die Aufklärung und die Klassik haben gültige, noch heute aktuelle Beiträge zur Völkerverständigung bei größter Toleranz (Herder, Lessing) geliefert. Wenig bekannt ist, daß Immanuel Kant einen Traktat „Zum ewigen Frieden“ verfaßt hat, dessen allgemeine Grundsätze noch in unserem Jahrhundert bei der ideologischen Fundierung des Völkerbundes eine Rolle gespielt haben. Wenn wir 1989 das Zeitalter der Französischen Revolution durchleuchten, können wir durchaus auch auf diese Seite eingehen.

Wir wollen nicht vergessen, daß sich sowohl die Pariser Kommune als auch die Große Sozialistische Oktoberrevolution in Rußland sowie die Novemberrevolution 1918 in Deutschland vor allem auch an der Frage des Friedens entzündeten. Die Antikriegsdemonstrationen im ersten Weltkrieg, die Aufstände von Matrosen verschiedener Flotten waren eindeutig gegen sinnlosen Einsatz im Völkermorden gerichtet. Und hier gibt es viele reizvolle Themen. Schließlich gehört der antifaschistische Widerstand in seiner ganzen Breite zu den Punkten in den dunkelsten Tagen der Geschichte unseres Volkes, die uns auch hinsichtlich dieser Zeit zu optimistischen Darstellungen anregen.

Ich sage das deshalb, weil wir uns auch dem zuwenden sollten, was ein kleiner Anfang war, wie etwa die Osterkonferenz 1916 in Jena mit Karl Liebknecht oder, was zu seiner Zeit scheiterte, wie der 20. Juli 1944. Was im Kampf um den Frieden geschichtlich zählt, ist der Mut und der Einsatz der Persönlichkeit für das höchste Ziel, die Bewahrung, Sicherung und Weiterentwicklung des Lebens. Das gilt es zu zeigen, und dieses Zeigen mit Hilfe der Zinnfigur kann ein spezifischer Beitrag in diesem Kampf selbst sein.

LITERATUR

- 1 U. Röseberg, Niels Bohr, Leben und Werk eines Atomphysikers, Berlin 1987, Seite 398
- 2 Paracelsus, Der Krieg als Sünde, insbesondere der weltanschauliche Krieg. In: Zur Friedensidee in der Reformationszeit, herausgegeben von Siegfried Wollgast, Berlin 1968

DIE VOGELWIESE ZU DRESDEN Schützen – Schützenvereine – Schützenfeste

Im Mittelalter nahmen die Städte raschen wirtschaftlichen Aufschwung und mußten deshalb vor feudalen Übergriffen geschützt werden. Aus diesem Grunde umgab man sie mit dicken Mauern, Wällen und Wassergräben. Es bildeten sich freie Reichsstädte, Hansestädte und Städtebünde, wie der Lausitzer Städtebund welcher Görlitz, Zittau, Bautzen, Kamenz, Lauban und Löbau umfaßte. Diese Städte leisteten sich bei kriegerischen Auseinandersetzungen Beistand.

Unter diesen Bedingungen entwickelte sich ein neues Kriegswesen. Mit Ausnahme der Patrizier war es Bürgern verboten in ritterlicher Bewaffnung zu kämpfen. Lanze und Schwert, Harnisch und Roß blieben dem feudalen Kriegsstand, den Rittern, vorbehalten. Da man vom Schutz der Wehrgänge aus die Stadt verteidigte, brauchte man Fernwaffen. Dazu eigneten sich Bogen und Armbrust. Ende des 12. Jahrhunderts fand die Armbrust allgemeine Verbreitung. Vom Ritterstand wurde diese Waffe für den Kampf verschmäht. Allerdings wurde sie als Jagdwaffe gern benutzt.

Für den Bau der Stadtbefestigung mußten die Stadtbürger große Summen aufbringen. Alle Hausbesitzer hatten Waffen zu stellen und Dienst in den Schützengilden zu leisten. Die Stadtarmen waren waffenlos und wurden zu niederen Arbeiten verpflichtet. Da jeder Bürger wußte, daß er sein Eigentum zu verteidigen hatte, stärkte das die Kampfbereitschaft.

Für den Nahkampf erwies sich der Spieß als äußerst nützlich, außerdem rüstete man sich mit Kurzschwertern, Streitäxten und Dolchen. Jeder waffentragende Bürger hatte einen Eisenhut, später die Schaller, teilweise schützte den Oberkörper ein Brustpanzer. Mußte der Armbrustschütze außerhalb der Mauern kämpfen, stand ihm zum Schutz ein Mann mit großem Setzschild zur Seite.

Der Bogen der Armbrust bestand zuerst aus

Holz. Er wurde später durch den Einsatz von Horn und Stahl verbessert, so daß der Bolzen mehrere Hundert Meter weit flog. Das Spannen erforderte mit der Hand viel Kraft. Deshalb brachte man am Gürtel einen Haken an, in den man die Sehne einhakte. Ein Bügel, an der Säule der Armbrust angebracht, diente dem Fuß zum Durchtreten und somit zum Spannen der Armbrust. Später erleichterte die Englische Winde oder die Deutsche Zahnradwinde das Spannen.

Bolzen wurden ebenso wie Kanonen und Pulver von der Stadt angeschafft. Die Kirche übernahm das Patronat über die Schützengilde. Bei feierlichen Umzügen trug man die Fahnen der Schutzheiligen, des Heiligen Sebastian oder des Heiligen Moritz. In katholischen Gegenden hielt sich dieser Brauch bis zur heutigen Zeit. Oftmals trugen die Schützen Kleidung in den jeweiligen Stadtfarben.

Da der Gebrauch von Waffen Übung und Geschicklichkeit erfordert, wurde im Stadtgraben eine Stätte geschaffen, in der man sich wöchentlich zum Übungsschießen traf. Hier wurde auch ein Zielerhaus errichtet. Armbrustschützen schossen, auf einem Schemel sitzend, auf die Zielwand. Es gab Ring-, Vogel- und Blattschießen. Strenge Schützenordnungen wurden aufgestellt. So wurde das Fluchen auf dem Übungsplatz mit Geldstrafe belegt. Am Ende des Übungsschießens spendete die Stadt Freibier. Jährlich, meist zur Pfingstzeit, wurde ein Schützenfest vor der Öffentlichkeit veranstaltet, bei dem der Schützenkönig gekürt wurde. Dieses Schützenfest war das bedeutendste Fest des Mittelalters für die Bürger einer Stadt.

Schützenfeste fanden erstmals urkundliche Erwähnung in Frankfurt 1367, Magdeburg 1387, Ulm 1388, Augsburg 1392, Dresden 1459 und Halle 1482.

Wenn man die mittelalterlichen Stadtansichten genau betrachtet, dann findet man auf mancher vor den Toren der Stadt eine Vogelstange. Hier schossen die Armbrustschützen nach dem Vogel. In Dresden fand das Schützenfest von 1589 an auf der Vogelwiese statt.

Die Bürger der Städte ließen sich den Bau von Schützenhäusern etwas kosten. In dem

Schützenhaus befand sich ein großer Festsaal, in dem man zu Ende des Schützenfestes den Schützenkönig feierte. Schützenkönig zu werden, war zwar eine große Ehre, aber es kam den Ausgezeichneten teuer zu stehen, mußte er doch seine Zunftbrüder zu einem kostspieligen Schützenschmaus einladen. Deshalb konnten sich nur reiche Bürger leisten Schützenkönig zu werden.

Pfingstschießen begannen am Morgen mit Glockengeläut und einem festlichen Umzug zum Schießplatz und endeten mit einem Gelage. Schützenfeste dauerten mitunter mehrere Tage.

Die Spitze des Festzuges bildete der Pritschmeister, dem folgten der Zieler, Trommler und Pfeifer, Fahnenträger, die Stadtältesten, die Schützen, Träger der Scheibe und des Vogels.

Die Schützen waren nach Stadtvierteln eingeteilt. Jedes Viertel hatte eine bestimmte Fahne. In Dresden führten 1554 die Viertel folgende Fahnen:

1. Viertel den schwarzen Löwen,
2. Viertel den gelben Adler,
3. Viertel den rotweißen Löwen,
4. Viertel den schwarzen Adler.

Die Dresdner Stadtfarben schwarz-gelb waren vorherrschend in den Fahnen und an den Baulichkeiten des Schießplatzes. Alle Ratspersonen, Schreiber, die Siebener, die Schützen, die Zieler, die Tafeldiener trugen schwarz-gelbe Bänder, Schleifen und Schärpen. Die Uniformen der Trabanten, der Pritschmeister, selbst die Stühle im Schießhaus hatten schwarz-gelbe Farben. Auch die Tischtücher waren mit schwarz-gelben Seidenbändern eingefaßt.

Der Schützenkönig wurde mit einem grünen, später goldenen oder silbernen Kranz ausgezeichnet, der von Jungfrauen überreicht wurde. Die Jungfrauen waren in die Stadtfarben gekleidet. Auch wurden Fähnchen mit den Stadtwappen überreicht. Mit ihnen konnte man sich Prämien in Form von Zinnkrügen, Bechern, Tellern sowie Bierspenden einlösen.

Der schlechteste Schütze mußte eine riesige Spottfahne beim Einzug in die Stadt tragen.

Manchmal erhielt er auch, als Spottpreis, eine lebende Sau oder einen Käse.

Der Pritschmeister leitete das Zeremoniell. Er trug eine Narrenkappe, ein buntes Wams in den Stadtfarben und Schellen. Lustige Knaben in Narrentracht, mit Klapper, Pfeife und Flederwisch begleiteten ihn. Der Pritschmeister mußte auch oft strafend eingreifen. Dazu wurden auf einem Gerüst Bänke aufgestellt, über die Schuldige gelegt und mit der Pritsche – einem Brett – geschlagen wurden.

Rund um die Wiese entstand eine Zeltstadt mit Verkaufsbuden. Allerlei fahrendes Volk, Dudelsackpfeifer, Gaukler und Bänkelsänger fanden sich ein. Auch erfreuten sich Volksbelustigungen wie Wettlaufen und Springen, Fechten, Pferderennen, Bauertänze und Kletterstangen großer Beliebtheit.

Im 15. Jahrhundert hatte man in Dresden um die alte Stadtmauer eine neue gebaut. Zwischen beiden Mauern entstand der Zwinger. Teile des Zwingers im ehemaligen Stadtgraben, Schützengarten genannt, wurden wieder Übungsplatz der Schützen.

Büchenschützen übten auch im Schützengraben. Sie hatten ein eigenes Schießhaus. Hier fanden die Schießübungen der Bürger bis zum Siebenjährigen Krieg statt. Später baute man an seine Stelle das Kurländer Palais.

Ab 1591 ist bekannt, daß Dresden in sieben Fähnlein und Altendresden in zwei gegliedert war. Jedes Fähnlein bestand aus einem Hauptmann, einem Leutnant, einem Fähnrich, zwei Webel, einem Fourier, 21 Musketieren, 38 Armbrustschützen, 6 Mann mit Schwertern und 9 Mann mit Speießen. Im 17. Jahrhundert wurde in Dresden die Einteilung nach Stadtvierteln wieder aufgenommen.

1629 trugen die Dresdner Büchenschützen einheitliche Kleidung, bestehend aus einem gelben Rock mit schwarzen Schnüren, gelben Hosen und Strümpfen, weißen Hüten mit gelben Bändern.

Ein sehr großes türkisches Zelt in leuchtenden Farben, aus der Kriegsbeute vor Wien 1683, wurde jedes Jahr auf der Vogelwiese als Schießzelt benutzt.

Als die Feuerwaffen die Armbrust langsam verdrängten, pflegte man zu Schützenfesten die Tradition des Armbrustschießens noch lange weiter. Die bürgerlichen Schützenfeste wurden von den absolutistischen Landesherren gern gesehen, wie überhaupt das prunkliebende Barock Freude an rauschenden Festen fand. Der Landesherr beteiligte sich sogar – natürlich vom Volk getrennt – am Vogelschießen, um sich „seinem“ Volk zu präsentieren. Das Fest endete mit einem Festschmaus. An der kurfürstlichen Tafel hatten die Trompeter und die Bergsänger zu musizieren, Der Landesherr legte den Termin des Vogelschießens fest.

Wegen der Folgen des Dreißigjährigen Krieges fanden von 1630 bis 1660 keine Schützenfeste in Dresden statt. Von dem Schützenfest 1660 ist uns ein sehr guter Kupferstich der Festwiese erhalten geblieben. Am Sonntag traten 100 Armbrust- und Büchenschützen in ihrer schwarz-gelb verbrämten Schützentracht auf dem Markt unter klingendem Spiel an. Den Zug zur Festwiese eröffneten die beiden Pritschmeister der Armbrust- und Büchenschützen. Ihnen folgten zwei Trommler und ein Pfeifer sowie die drei Schützenältesten, einer davon mit der Schützenkette, da der letzte Schützenkönig nicht mehr lebte¹. Dem folgten die Zieler mit der Vereinslade auf der Schulter und mit dem bunt bemalten Schießvogel. Der Kommissionsdiener trug den Königsbecher, begleitet vom Stadtwachmeister und dem Marktmeister mit der Fahne. Die Viertelmeister, die Stadtmusikanten, der Bürgermeister und die Schützen schlossen sich dem Zug an. Den Schluß des festlichen Zuges bildeten Bauern aus der Umgebung von Dresden. Sie hatten zur Volksbelustigung ihren Beitrag zu leisten, was die Landjugend sicher gern tat. So zog man vor die Tore der Stadt, zur Vogelwiese.

Der Festplatz war mit Fahnen der Stadt und dem kurfürstlichen Wappen sowie mit Girlanden geschmückt. Den Festplatz überragte die Vogelstange. Der Vogel diente als Ziel für die Armbrustschützen, Büchenschützen zielten nach einer Scheibe. Am Ende des Schießens wurden die beiden Schützenkönige mit Kranz und Kette ausgezeichnet. Zu-

letzt wurden Preise für die besten Schützen – meist in Form von Geldprämien und Pokalen – verteilt.

Nebenbei veranstaltete man zur Volksbelustigung allerlei Narreteien in Form von Gänserennen, bei dem ein Reiter, einer aufgehängten Gans den Kopf abreißen mußte, oder Ringelstechen. Die Reiter welche den Ring nicht trafen, erhielten eine kalte Dusche. An Kletterstangen, die eingeseift waren, winkten den geschickten Kletterern Preise. Das Fest endete mit dem Einzug in die Stadt und einem Gelage.

In der „Geschichte der privilegierten Bogenschützen-Gesellschaft zu Dresden“ 1913² findet sich eine genaue Beschreibung der Schützenfeste in Dresden. Das Großbürgertum im 19. Jahrhundert pflegte zwar noch die alten Traditionen in den Schützenvereinen, aber diese hatten die Funktion der Stadtverteidigung verloren. In den Schützenvereinen sammelten sich ausschließlich die wohlhabenden Bürger der Stadt und gaben dem einen spießigen Beigeschmack. Die Vogelwiese wandelte sich in der Folgezeit immer mehr zu einem Volksfest mit Riesenrad, Karussell und Schaubuden.

In einigen kleinen Orten des Harzes haben sich auf recht angenehme Weise alte Traditionen bis auf den heutigen Tag erhalten. Man veranstaltet hier Büchenschießen. Der Schützenkönig erhält eine Schießscheibe, auf der die Jahreszahl geschrieben steht. Es ist üblich diese über der Haustür anzubringen.

An diesem Beispiel sehen wir, wie auf einfache, natürliche Weise heute noch Traditionen gepflegt werden können. In einer Großstadt wie Dresden wird das leider so nicht mehr durchführbar sein. In der Traditionspflege sind uns doch kleinere Orte überlegen. Geblieben ist den Dresdnern von der Schützentradition nur der Name „Die Vogelwiese“ – ein Rummelplatz.

ANMERKUNGEN

1 Eine Schützenkette, von den Wettiner Städten gemeinsam gestiftet, wird heute noch im Museum für Kunsthandwerk in Leipzig aufbewahrt.

2 G. Adolph Schulze, 1913

FARBSTOFFE UND FÄRBEREI AUS ALTER ZEIT

Schon frühzeitig versuchte der vorgeschichtliche Mensch Farbhunger und Schmucktrieb zu befriedigen. Er sammelte Blätter, Blüten, Federn, bunte Steine und schmückte sich damit. Schließlich begann er selbstschöpferisch Farbe anzuwenden. Zuerst bediente er sich der Mineralfarben wie Rötel, Zinnober, Okker, grüne und blaue Erden. Trocknet man diese Erden, verreibt sie, setzt ein Bindemittel zu, so kann man mit ihnen malen. Es sind wohl die ältesten Farben der Menschheit, die Farben, mit denen Köpfe, Masken und Tongefäße geschmückt wurden. Das Bemalen war jedoch nur eine Verteilung feinsten Partikel der betreffenden farbigen Erden auf der Oberfläche des zu bemalenden Gegenstandes. Ein solcher Auftrag läßt sich aber leicht wieder abreiben oder mit Wasser abwaschen. Wendet man diese Art des Farbauftrags auf Gewebe aus Wolle, Seide oder Leinen an, dann waren diese Farben nicht dauerhaft. Was für die Gewebe gebraucht wurde, war ein Färbemittel, welches den Stoff durch und durch färbte und sich im Gewebe gleichmäßig verteilte, jedoch auch eine dauerhafte, nicht auswaschbare Färbung erzeugte.

Wir wissen nicht, wie es unseren Urahnen gelungen ist durch günstige Zufälle die ersten brauchbaren tierischen und pflanzlichen Farbstoffe zu entdecken. Doch muß die Anwendung von Farbstoffen natürlichen Ursprungs recht alt sein. So will die Altertumswissenschaft festgestellt haben, daß Purpur auf Kreta schon 1600 vor der Zeitrechnung gewonnen wurde.

Das „Alte Testament“ erwähnt gefärbte Textilien, insbesondere bei der Errichtung der Stiftshütte und des salomonischen Tempels. Es sind dies Vorhänge und Teile der Priesterkleidung. Weiter wird in der 2. Chronik 2, 6 und 13 vom König von Tyrus berichtet, der einen Künstler, der auch des Färbens kundig war, zum Tempelbau an König Salomo sandte. Über die Beschreibung von Ge-

weben und deren Bestimmungen enthält das Alte Testament nur spärliche Angaben, desgleichen über die Färbetechnik. Die Färber bilden noch nicht wie die Weber einen eigenen Berufszweig, sondern sind auch als Wäscher und Walker tätig. Möglicherweise kann aus Eigennamen auf eine gewisse berufliche Spezialisierung geschlossen werden, zum Beispiel Tola, ein Sohn Puas, des Sohnes Dodos aus dem Stamme Ischar. Tola könnte sich von *tólaat*, dem Wurm, und *tólaat schani*, dem Glanzwurm, ableiten, dies wäre auch die hebräische Bezeichnung für die Kermesschildlaus, welche zur Scharlachfärbung verwendet wurde. Ebenso könnte *dodo* auf *dud*, den Färbekessel zurückgeführt werden.

Das Alte Testament enthält auch Farbbezeichnungen, jedoch sind diese nach den Ausdrücken für jene Gegenstände und Erscheinungen in der Natur ausgerichtet, die eine entsprechende Farbgebung aufweisen. Abstrakte Farbbegriffe fehlen daher. Farblich ähnliche Eindrücke für Rottöne, Grün, Gelb, Weiß und Schwarz wurden recht verschieden bezeichnet. Jedoch beziehen sich Farbbezeichnungen in Verbindung mit gefärbten Textilien auf Schattierungen der Farben Rot und Purpur:

Argámán = roter Purpur

tekélet = blauer Purpur

tólaat schani = Karmesin

Sie werden als priesterliche Gewandfarben und für sakrale Zwecke genannt. Bekannt waren auch Farbstoffe für

Rottöne – Krapp aus den Wurzeln der Färberröte, die im eigenen Land angebaut wurde;

Gelb – Safran aus Syrien und Ägypten;

Blau – Waid aus Palästina;

Schwarz – eine Färbekombination aus Eisensalzen und Galläpfelabsud. Ein sehr echtes Schwarz, im Talmud als sehr teuer bezeichnet, entstand aus nacheinanderfolgenden Färbungen mit Indigo (blau), Krapp (rot) und Safran (gelb). Als Färbereihilfsstoffe wurden Urin, Natron, borith (Alaun) und *kimolia* (Kreide oder Pottasche) verwendet.

Im alten Griechenland nannte man färben *baptein*, das heißt eintauchen. Das Wort *dolon*, auch für färben gebraucht, bedeutet so-

gar betrügen. Man findet wie im Alten Testament auch bei den Griechen keine abstrakten Farbbegriffe. So bezeichnet das Wort *xanthon* nach Äschylus die Blätter des Ölbaumes. Euripides sagt, daß die Simse des Altars vom Blute *xanthon* gewesen seien. Doch auch Honig wird *xanthon* genannt. Ein Wort für die Farben rot, grün und gelb! Herodot bemerkt, daß unter den Farbstoffen der kostbarste der Purpur sei. Krösos weihte in Delphi purpurne Gewänder und auch Kambyses sandte den Äthiopiern solche Kleider. Homer berichtet, daß Odysseus und Agamemnon „dunkelschillernde Mäntel“ getragen haben. Von Homer wird auch eine Trojanerin Laodike erwähnt, die es verstand speziell farbige Kleider anzufertigen. Der Dichter Aristophanes (445–385) erwähnt einen deutlichen Farbbegriff. So läßt er in seiner „*Lysistrata*“ die Kalonike sprechen: „... wir, wir sitzen da, mit Blumen hübsch geputzt in safrangelbem Kleid und wohlgeschminkt. In Schleppegewändern neuester Art und Modeschuhen.“ Der Safran (*crocus sativa*) ist demnach ein sehr altes Färbemittel und stand noch als Zier-, Gewürz- und Heilpflanze hoch im Kurs. Die Bezeichnung rührt vom Arabischen, von *safaran* oder *azafran*, her. Safrangelbe Gewänder galten als typisch weibliche Tracht. Man bedenke jedoch auch einmal, daß 1 Pfund Safran circa 60000 getrocknete Blüten sind!

Der Färbeginster (*Genista tinctoria*), der eine gelbe Farbe lieferte, war den Griechen ebenfalls bekannt. Er wurde als Abkochung auch als Abführmittel verwendet. Die intensiv rote Blüte des Granatapfelbaumes (*Punica mala*) liefert ebenfalls einen Farbstoff. Blüte und die ledrigen Fruchtschalen wurden abgekocht und dienten auch als Gurgelmittel. Der Saft der Früchte (punische Äpfel) ergibt ein kühlendes Getränk (Scherbet) und schließlich wurde die Wurzelrinde als Bandwurm-mittel verwendet. Die rote Ochsenzunge (*Alkana tinctoria*) lieferte einen dunkelroten Farbstoff (Alkanin). Er wurde von den Griechinnen auch zum Färben der Nägel und Haare, zur Herstellung von Lippenpomade und als Schminkmittel verwendet. Vom Wort *Anchusa*, welches auch für diese Pflanze ver-

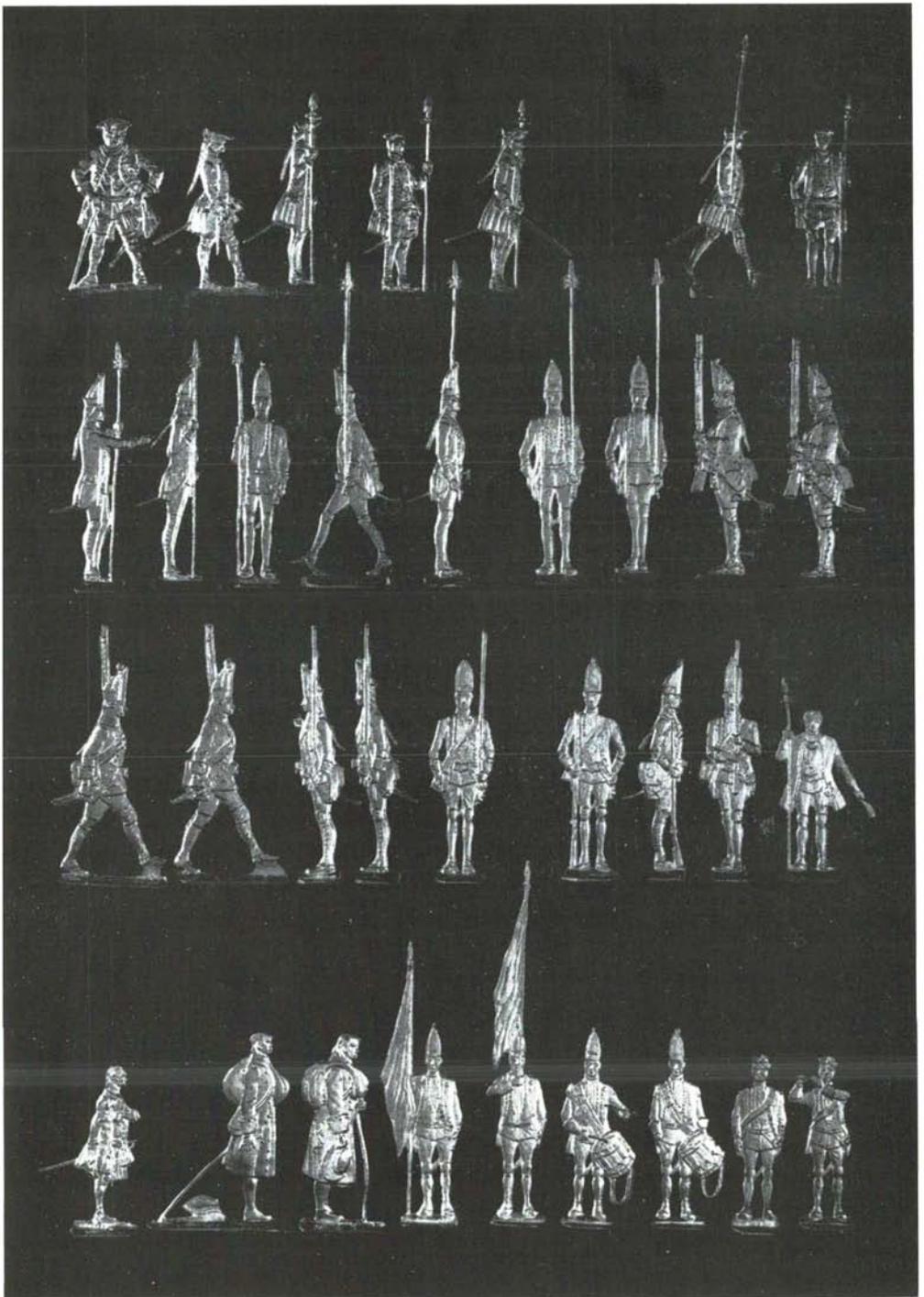
wendet wurde, leitet sich das griechische Wort *anchusizein* für schminken ab.

Die Literatur weist einige griechische Plätze aus, wo die Färberei in größerem Umfange betrieben wurde, so Sardes und Hermione. Man sprach von „sardischer roter Brühe“ weil dort die Kermesfärberei zu Hause war. Auf Kreta gedieh noch eine andere Farbpflanze, von der Theophrastus von Eresos (372 - 287) aus Lesbos schreibt, daß sie auf in der Nähe des Ufers befindlichen Felsen wachsen würde. Es handelt sich um die Lackmusflechte (*Orseille lichen rocella*). Mit dieser Flechte wurden Haarbänder und Busenbinden schön rosa gefärbt.

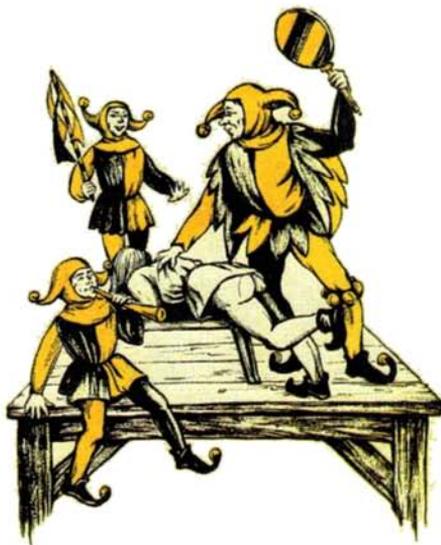
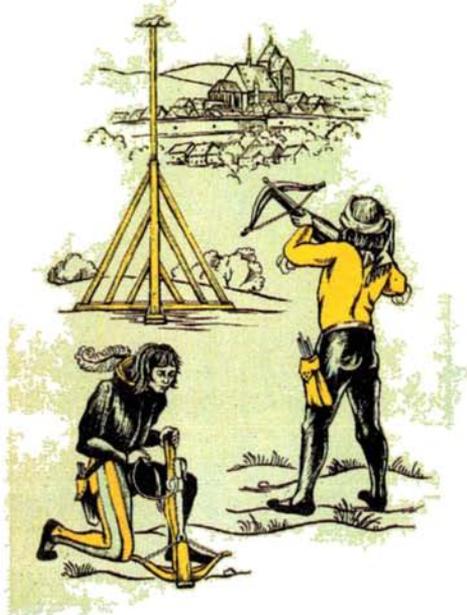
Vermutlich als Haarfärbemittel haben die griechischen Frauen den gelbfärbenden Saft eines *Thapsiakrautes*, auch *Thapsus* genannt, verwendet. Damit sollen sogar die Haare gelb gefärbt worden sein. Der Saft aus Stempeln und Wurzeln des Krautes wurde auch zum Würzen von Speisen verwendet. Zum Schwarzfärben nahm man die Schalen von Walnüssen. Im alten Athen wurden Walnußschalen zum Schwarzfärben der thessalischen Hüte verwendet, die von den achtzehn- bis zwanzigjährigen wehrdienstpflichtigen Jünglingen, den Epheben, getragen wurden. In Sparta steckte man die Wehrpflichtigen, waren sie eingezogen, in knallrot gefärbte Gewänder.

Dioskurides, ein griechischer Arzt und Botaniker beschreibt als Färbemittel Krapp (*Alizarin*), Waid (*Indigo*), Kermes und Cochenille. Er erwähnt auch den Färberwau (*Reseda luteola*), eine Resedaart, deren Extrakt gelb färbte.

Die Römer haben viel von der hellenischen Kultur übernommen. Ohne Zweifel kann man sagen, daß die Färbemittel und Färbemethoden der Römer denen der Griechen gleich waren. Wertvollen Aufschluß über diese Thematik haben die Ausgrabungen der vom Vesuv verschütteten Ortschaften Pompeji und Herculanium erbracht. Der katastrophale Vesuvausbruch geschah im Jahre 79 nach der Zeitrechnung. Erste Funde machte man in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Ausgrabungen geben sehr genau den Stand der Kultur zur Zeit des Unglücks



Figurentafel 2

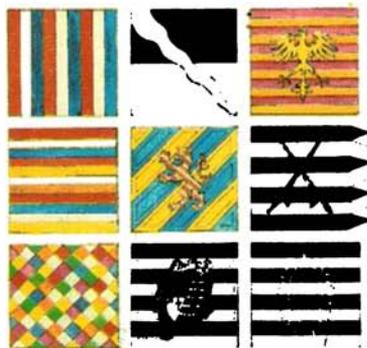


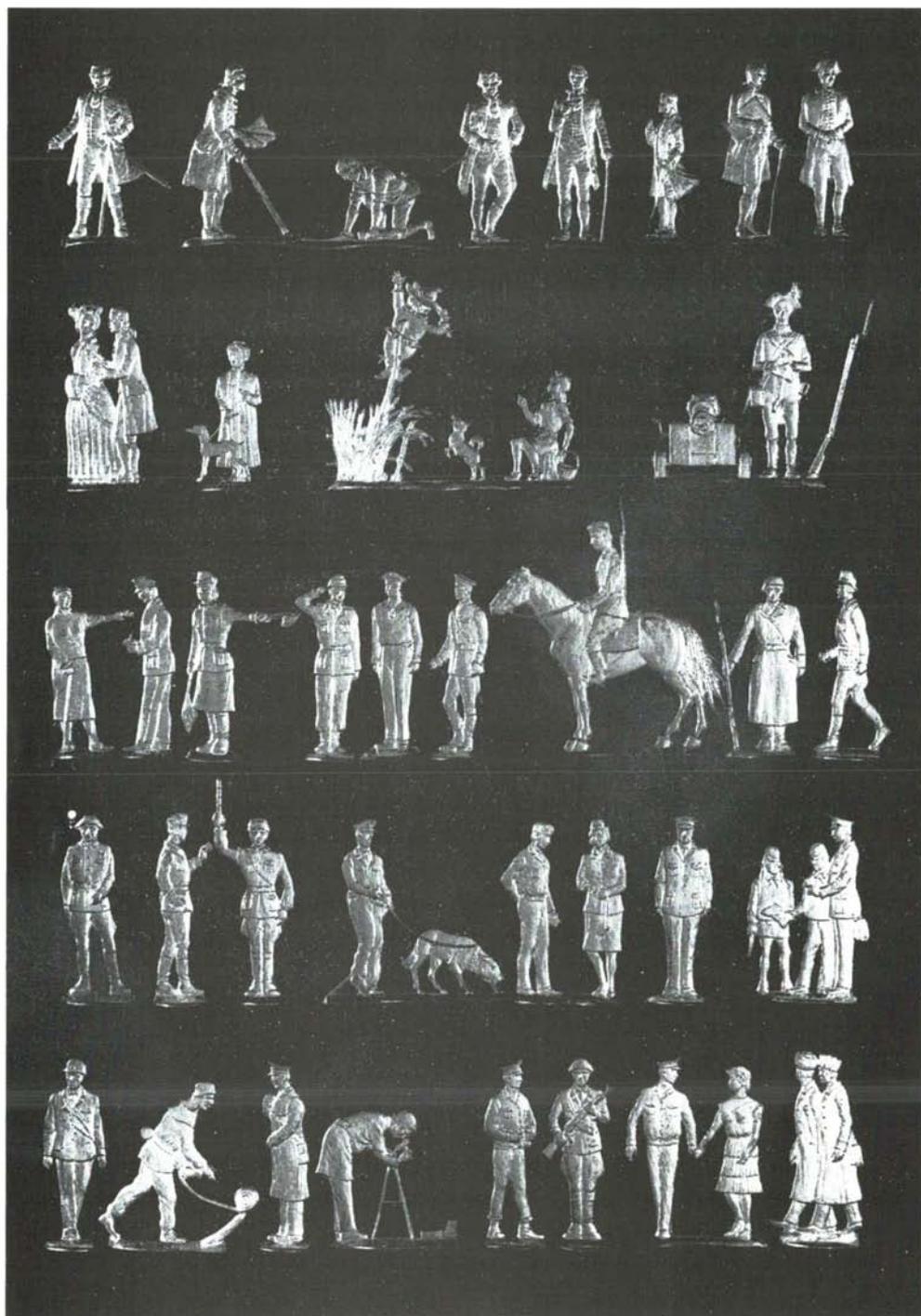
oben links
 Dresdener Vogelschießen um 1500
 oben rechts
 Der Pritschenmeister um 1500
 unten links
 Schütze um 1400
 unten rechts
 Dresdener Büchschütze 1660

Seite ...
 oben
 Dresdener Schützenaufzug um 1600
 unten rechts
 Kranzübergabe um 1500
 unten links
 Dresdener Fähnlein 1591

DIE VOGELWIESE IN DRESDEN

Zeichnungen
 Doris Garscha-Friedrich
 Fotos Eberhard Renno





wieder. Deshalb weiß man, wie etwa die Werkstätten der römischen Färber ausgesehen haben. Obwohl beide Städte nur von mittlerer Größe waren, ist es ein glücklicher Zufall, daß mit Pompeji eine Stadt aus der Asche wiedererstand, in der das Textilgewerbe besonders zu Hause war. Pompeji verdankt der Wollaufbereitung und Herstellung von Tuch seinen offensichtlichen Wohlstand.

Tuchwalkereien und Tuchfärbereien findet man in fast industriellem Ausmaß. Die Arbeitsstätten sind jedoch nicht in abgelegene Stadtviertel verlegt, sondern zwängen und drängen sich mitten in die Stadt.

Ohne Rücksicht auf das architektonische Gleichmaß wurden die Werkräume an die Wohnräume der reichen Tuchmacher angebaut. Man findet steinerne Wannen zum Waschen und Walken, Färbekessel und Töpfe aus Blei, die ohne Bedenken in den Peristylen, den Säulenumgängen der Privathäuser, aufgestellt wurden, Dank der beim Färben verwendeten Ingredienzen des Färbebadés dürfte die Umgebung durch üble Gerüche und Dämpfe belästigt worden sein. Die Häuser enthalten an ihren Fronten schöne Bilder, vor allem wird der Gott Merkur, der Herr des Handels und des Gelderwerbs, oft dargestellt. Einen bedenklichen Profitsinn verraten manche Inschriften wie „Salve lucrum“ – „Sei mir gegrüßt, Gewinn!“

Eine der bedeutendsten Ausgrabungen stellen die Fullonica (Wäscherei und Walkerei) des Marcus Vesonius Primus und die Fullonica des Lucius Veronius Hypsaeus in der Merkurstraße dar. An verbliebenen Farbstoffresten sieht man, daß hier gefärbt wurde. Eine ausgesprochene Färberei ist die „Officina tinctoria“ des Ubonius in der Stabianischen Straße. Die im Peristyl des Hauses untergebrachte alte Kesselanlage und die vollständige Installation aus Blei sind noch vorhanden. Eine einmalige Attraktion eines antiken Färbebetriebes ist das Lokal des reichen Kleidermachers Verecundus. Die Raumeinteilung läßt erkennen, daß teils verkauft, teils hergestellt und auch gefärbt worden ist. Als Bild darf der Gott Merkur nicht fehlen, er ist sogar mit einer ganz dicken Geldbörse versehen. Ein großes Freskogemälde stellt eine in

einem Wagen thronende Venus dar, die Zepher und Krone trägt. Der Wagen wird von vier Elefanten gezogen. Diese Venus Pompeiana, vom Diktator Sulla in das Wahrzeichen der Stadt übernommen, soll die Schutzgöttin der Färber gewesen sein. Unter dem Bild befindet sich ein Fries, der die Darstellung eines antiken Färbvorganges überliefert. Vier fast unbekleidete Färber ziehen Tuchbahnen aus einem von unten beheizten Färbekessel. An Tischen sitzen Wollkrempler. Der vermutliche Besitzer der Färberei hat ein Tuch vor sich ausgebreitet, welches von ihm bemustert wird.

Ein entsprechender Fries befindet sich auch im Hause des Nettier. Kleine geflügelte Liebesgötter, Amoretten oder Eroten genannt, sind damit beschäftigt die gelb, rot und blau gefärbten Gewebe aufzuhängen. Die Frauengestalten auf den Wandbildern der Mysterienvilla bei Pompeji könnte man für Kostümbilder halten, auf denen violette, grüne, gelbe, blaue und braune Töne dargestellt werden. Eines lehrt uns Pompeji und die anderen Ausgrabungsstätten, besser als die spärlichen Aufzeichnungen von Dichtern und Gelehrten lassen farbenfreudige Wandgemälde und Mosaiken auf die Kunst altrömischer Färber schließen.

Trotzdem blieb die Toga des römischen Durchschnittsbürgers lange Zeiträume hindurch ungefärbt, denn Weiß hatte seit den ältesten Zeiten auch eine religiöse Bedeutung. Größten Wert legte man auf die Sauberkeit dieser empfindlichen Kleidung. Schmutz war ein Zeichen von Armut. Mehr Farbenfreudigkeit entwickelte die Frauenbekleidung. Bezeichnend war das mit Safran „rötlichgelb gefärbte Flammeum“, das Kopftuch der römischen Bräute. Priesterinnen trugen Opfergewänder von rotgelber Farbe. Das weibliche Gegenstück zur Toga, das Pallium, war auch rot oder blau gefärbt. Bei Trauerfällen wand man schwarze Binden ins Haar.

Donatus, ein Grammatiker des vierten Jahrhunderts, schrieb über die Kostüme seiner Zeit:

„alte Männer sind weiß gekleidet, da dies die älteste Mode sein soll, – junge Männer tragen Gewänder, die in der Farbe unter-

schiedlich sind, weiß ist die Farbe für eine fröhliche Person, purpur ist die Farbe der Reichen, rot ist die Farbe der Armen, – ein Zuhälter trägt ein Kostüm von bunter Schattierung, – eine Kurtisane erhält einen gelben Mantel, um ihre Habsucht zu bezeichnen, – der unterste Stand, der der Sklaven, trug eine Gewandung, die mit Heidelbeersaft blaurot gefärbt war.“

Diese Kleidung dürfte an Echtheit allerdings viel zu wünschen übriggelassen haben. Der höchste Stand – Kaiser und hohe Staatsbeamte – haben sich durch Purpurgewänder und Purpurstreifen, die ein Privileg waren, hervorgehoben.

Aus der Purpurfärberei, die ja gerade bei den Römern eine hervorragende Rolle spielte, ist noch zu bemerken: Die Purpurfärber waren in einer Zunft zusammengeschlossen und führten als Zunftzeichen ein Körbchen mit Purpurwolle. Die sogenannten purpurarii waren staatlich angestellte oder der Staatsaufsicht unterstellte Arbeiter, denn die Purpurfärbereien waren nicht in Privatbesitz, sondern Staatsbetriebe. Ihre Vorsteher waren procuratores, die ihrerseits wieder der Beaufsichtigung unterlagen. In der Kaiserzeit 27 vor der Zeitwende bis 476 nach der Zeitwende waren die Kaiser selbst an den Geschäften der Purpurfärberei beteiligt. Eine besonders kostbare Abart des Purpurs, die hochrote purpura blatta, wurde zum kaiserlichen Monopol erhoben. Man unterschied also beim antiken Purpur verschiedene Farbtöne:

Roter Purpur (*purpura blatta*) stammte aus der Purpurschnecke *Murex brandaris* und ist vorwiegend 6,6 – Dibromindigo.

Blauer Purpur (*purpura hyacinthina*) wurde aus *Murex trunculus* hergestellt und enthielt beträchtliche Mengen Indigo.

Violetter Purpur (*purpura dibapha*) war eine Mischfärbung von Purpur und Indigo.

Gefärbt wurde der Purpur aus einer Honig-Harn-Ammoniak-Küpe.

Neben den purpurarii unterschied man nach Farbe eine Reihe anderer, vermutlich in Zünften zusammengeschlossene Färber: Wachs- oder Gelbfärber = *cerenarii*, Blaufärber = *violarii*, Rotfärber = *flammarii*, Safran-

färber = *crocotarii* und die Braunfärber = *spadicarii*. Diese weitgehende Spezialisierung spricht für hohe Qualitätsarbeit.

Die Papyri von Leyden und Stockholm

Sie sind die bedeutendsten, wirklich chemischen Dokumente der Frühzeit. Die Papyri von Leyden und Stockholm, so genannt nach ihrem Aufbewahrungsort, sind Beigaben zu Gräbern, die ungefähr ums Jahr 250 nach der Zeitwende aufgeschrieben worden sind. Sie wurden bereits 1828 bei Theben gefunden.

Es sind keine Papyrusrollen, sondern tadellos erhaltene, einzelne Blätter, die fortlaufend nummeriert sind. Man nimmt an, daß die Rezepte, die sie enthalten, von Papyrusrollen abgeschrieben wurden, und zwar als sogenannte Luxusabschriften, die für bestimmte Tote eigens hergestellt wurden. Die beiden Papyri haben ähnlichen Inhalt und stammen vermutlich aus dem gleichen Grabe. Der Leydener Papyrus enthält etwas mehr als 100 verschiedene Rezepte, jener von Stockholm ist etwas umfangreicher und hat deren 152.

Die Beschreibung der Metalle nimmt im Leydener Papyrus einen größeren Raum ein als im Stockholmer, während im letzteren die Färberei besonders ausführlich behandelt wird. Bemerkenswert sind die vielen Angaben, die Nachahmungen von bestimmten Stoffen beschreiben.

Wie schon gesagt, gibt es im Leydener Papyrus nur wenig Rezepte, die sich auf die Färberei beziehen. Die Rpp. 91 bis 101 befassen sich mit der Färbung von Wolle. Andere Textilmaterialien waren damals weniger im Gebrauch. Es handelt sich meist um Färbungen, die man mit Orcanette = Orcein = Orseille, Archil, Persio, Pourpre francaise bezeichnete. Dieser Farbstoff wurde aus fast farblosen Roccella-, Lecanora- und Variola-Flechten durch Behandeln mit Harn oder Ammoniak und Luft gewonnen. Die Färbung wurde auf Alaun-Beize (phrygischem Stein, Alaunstein) mit dem Extrakt durchgeführt. Purpur wurde ebenfalls mit Orseille-Flechten nachgeahmt, wobei man wieder mit Alaun beizte. Im Stockholmer Papyrus werden für die Färberei folgende Hilfsstoffe erwähnt:

Galläpfel, Harn – den man in der Alizarinfärberei bis in die neueste Zeit verwendete –, Seifenwurzel, Weinstein, Alaun, Eisenvitriol, Kalk, Salz, Soda und Borax.

Interessant sind die zahlreichen Färbevorschriften des Stockholmer Papyrus. Man färbte meist mit sogenannten Beizenfarbstoffen, das sind Farbstoffe, die erst mit Metallsalzen eine bestimmte Färbung ergeben.

LITERATUR

Runge, F. F.: Lehrbuch der praktischen Baumwollfärberei. Berlin 1834, Band 1

Runge, F. F.: Farbenchemie, Die Kunst zu drucken. Berlin 1942, Band 2

Runge, F. F.: Farbenchemie, Die Kunst der Farbenbereitung. Berlin 1942, Band 3

Schultz, G.: Farbstofftabellen.

Akademische Verlagsgesellschaft Leipzig 1931, 7. Auflage

Fischer-Bobsien, Carl-Heinz: Lexikon Textilveredlung und Grenzgebiete. A. Laumannsche Verlagsdruckerei Dülmen 1960, 2. Auflage

Römpp, Professor Dr. Hermann: Chemie Lexikon. Franckh'sche Verlagsbuchhandlung Stuttgart 1966, 6. Auflage

Ciba-Rundschau 1968/2: Färberei im Alten Testament

Gradwohl, R.: Die Farben im Alten Testament. Beiheft zur Zeitschrift für die Alttestamentliche Wissenschaft, Berlin 1963, Nummer 83

Vogler, H.: Gefärbt wird schon seit Jahrtausenden. Textilveredlung 21 (1986) 6, Seiten 229 – 235

Tausendjährige Farbstoffe. Textilveredlung 21 (1986) 6, Seite 233

Weiterführende Literatur:

Müller, W. und Winfried R. Pötsch:

Vom Königspurpur zum Jeansblau. akzent-Reihe. Urania-Verlag Leipzig, Jena, Berlin 1983, 1. Auflage

ZUM DIORAMA
ANGRIFF DER HUSSITEN
AUF BAUTZEN
(zinnfiguren 1987.2)

Neben vielen positiven Meinungen gibt es auch Kritiken: „Stand die Wagenburg an dieser Stelle?“ – „Kamen überhaupt auf hussitischer Seite Kampfmaschinen zum Einsatz?“ „Die Kampfswagen hatten bereits alle Drehgestelle.“ – „Ein Reiterausfall während des Sturmangriffs ist nicht denkbar.“ – „Der Wehrturm auf dem Plateau ist unwahrscheinlich.“ – „Der Angriff an dieser stärker befestigten Stadtseite ist nicht möglich.“ – „Das Lauenviertel hat anders ausgesehen.“

Über den ganzen Angriff gibt es nur wenige Zeilen. Funde, die auf die *Wagenburg* an anderer Stelle schließen lassen, sind nicht vorhanden. Zudem war der Prottschenberg in der Bronzezeit slawischer Burgwall. Im Westen schloß er mit einem 300 Meter langen Wall ab, der im 15. Jahrhundert noch vorhanden gewesen sein muß. Somit war dies für eine *Wagenburg* rundherum eine „ideale“ Stellung.

Zu den *Wurfmaschinen* und ihrem Einsatzort: Nach Durdik, Wagner und den Belifortis waren diese Kampfmaschinen zerlegbar, leicht und in kurzer Zeit aufzubauen. Dazu hatten sich ja 4000 Mann zwei Tage Zeit genommen. Selbst die im Vordergrund eingesetzte Schleuder, die bis zur Achse allerdings nur etwa sechs Meter hoch ist und höchstens zwölf mal sechs Meter Grundfläche einnahm – gegenüber den großen dieser Art mit etwa 20 × 26 Meter Grundfläche –, ist also ohne weiteres denkbar.

Der Zug in die Oberlausitz, mit dem der Hauptschlag gegen die Sechsstädte geführt werden sollte, war zudem ein ausgezeichnet vorbereiteter Feldzug. Sicher auch mit aus Rache für die am 16. November 1428 bei Ma-

chendorf (nahe Reichenberg/Liberec) erlittene Niederlage, die einzige größere, die den Hussiten in all den Jahren zugefügt wurde und bei der sie 120 Kampfwagen und etwa 1300 Mann verloren. Es war ein ausgezeichnet organisierter Schlag der Sechsstädte, die ihre Truppen kurzfristig zusammenzogen und die Hussiten nach einem eiligen Nachtmarsch völlig überraschend angriffen. Das wird auch durch Material des Museums der hussitischen revolutionären Bewegung Tábor bestätigt.

Den Zug der Hussiten kann man auch auf einer Kartenskizze verfolgen, die ich dem Buch „Oberlausitzer Hussitenkrieg“ von Dr. Richard Jecht entnahm. Dieses Buch enthält aufbereitetes historisches Material mit Zahlen sowie detaillierten Angaben zur Ausrüstung und Verpflegung der sechsstädtischen Mannschaften. Wie in Heft 1987.2 geschildert, war der Zug geplant, aufgeklärt und in den Vorjahren bereits erprobt. Dazu kam zehnjährige Kampferfahrung der Hussiten.

Deshalb sind auch zwei verschiedene *Kampfwagen*-Grundtypen vorhanden. Egon Krannich und Harald Clasen stellen die anfänglichen Bauernwagen-Kampfwagen („leichte Kampfwagen“) her, ich die späteren Eichenbohlenkampfwagen („schwere Kampfwagen“). Dabei habe ich nur wenige Wagen mit Drehgestellen als Vorderachse ausgestattet, da meine Unterlagen aus dieser Zeit überwiegend keine drehbare Vorderachse darstellen. Diese kamen wohl erst nach 1450 mehr in Gebrauch. Außerdem wird meines Erachtens ein solch schwerer Wagen durch eine solche Achse instabil. Er dürfte sich bei einem Vorspann von vier Pferden auch ohne Drehgestell leicht rücken lassen.

Zum *Reiterausrückfall*: Das Stadtmuseum legte Wert auf diesen Ausfall, da Bautzen nicht hinter Zittau und Görlitz zurückgestanden haben soll. So haben sich die Zittauer 1427 mit Unterstützung von Deutschordensrittern unter Gottfried von Rodenberg, Vogt zu Leipa (Česka Lipa), dem Hussitenheer bereits vor der Stadtmauer gestellt. Sie mußten zurückweichen. Nur der Stadthauptmann, Tamme von Gersdorf, hielt sich mit seinen Söldnern

noch vor dem Böhmischem Tor (Stadttor), bis dieses geschlossen wurde, und fiel.

Zum *Wehrturm* auf dem Plateau: Er ist, wie eigentlich zu sehen, erst halbfertig und wurde an Ort und Stelle aufgebaut, unter Deckung der Schutzwände. Bretter, Stricke und Schutzwände liegen oder stehen noch dort.

Zum *Angriffspunkt* habe ich bereits geschrieben: Ein „politischer Grund“, an dieser Stelle anzugreifen, kann alleine schon die Mönchsbastei gewesen sein und damit das Franziskanerkloster. Auch beim Sturm auf die sechste Sechsstadt Lauban (Lubaň) wurde das Kloster gestürmt und alle Mönche getötet.

Ebenso wurde das Zisterzienserinnen-Kloster Marienstern gestürmt. Die Äbtissin und die Nonnen weilten übrigens auch in Bautzen. Diese Seite der Stadt war zudem nicht so befestigt wie heute. Es stand nur die erste innere Wehrmauer. Erst auf Grund dieses Angriffs erfolgte der spätere, heute fast „weltbekannte“ Ausbau bis hin zur St. Michaels-Kirche und zur Alten Wasserkunst von Rhörscheidt.

Zum *Lauenviertel* und zum Franziskanerkloster: Leider waren für 1429 kaum Materialien auffindbar. Lediglich Hinweise über die Burg, die vor 1400 abgebrannt war, und den Lautenturm, der kurz nach 1400 erbaut wurde.

Weitere Angaben entnahm ich dem neuen Buch über Bautzens Verkehrs- und Baugeschichte, mußte jedoch das Stadtviertel aus Platzgründen zusammendrängen. Die Häuser und die Stadtmauerobjekte wurden ungekürzt dargestellt, wodurch eine geringfügige Verzerrung entstand.

Natürlich spielt auch eine Rolle, daß das Museum mit dem Diorama mehrere Fragen lösen wollte. Erstens wurde Bautzen nur durch einen massiven Angriff zur Verhandlung gezwungen. Der angebliche „Verrat“ Preibichs spielte dabei keine Rolle. Zweitens sollte die hervorragende militärische Organisation, Disziplin und Geschlossenheit der Hussiten gegenüber den anderen damaligen Heeren

zum Ausdruck kommen. Drittens sollte eine Belagerung im Mittelalter gezeigt werden. Und letztlich viertens sollte das Diorama Besuchermagnet sein.

Ich möchte noch einige Hinweise zu den eingesetzten Figuren geben. Sie reichen von etwa 150 Heinrichen-Typen über 350 neu geschaffene Figuren bis hin zu von Erwin Ortmannt bereit gestellten sowie Figuren weiterer Hersteller, besonders Heinz Reh und Egon Krannich. Die zwei im Hintergrund von der Leiter Stützenden sind übrigens aus Pappe mit Folie.

Zu den neu geschaffenen Figuren gehören: 10 Fußler im Halt (Z Hauser, G Jochen Scharfe), 4 Fußler im Sturmangriff (Z Hauser, G Wolfgang Friedrich), 1 Bannerträger, 3 Ritter zu Fuß mit Mantel im Angriff (Z Hauser, G Gerald Nadebor).

Bernd Hauser

Neue Figuren

Seit längerer Zeit legt Martin Andrä, Narzissenweg 13, Halle 4050, einmal wieder zahlreiche neue von ihm gravierte Figuren vor mit dem Versprechen, künftig seine Neuerscheinungen kontinuierlicher vorzustellen. Die Serien sind mit der üblichen zarten Sorgfalt geschaffen worden und werden das Herz der Sammler erfreuen.

Tafel 1: „Gründung der Universität Jena 1547“. Diese Serie (UJ 3 älterer Sohn stehend, 2 Sohn sitzend, 1 Johann Friedrich, 7 Hund, 4 Gelehrter Strigel, 5 Gelehrter Stigel, 6 Frau mit Knaben, 8 Regal) wurde auf Anregung von Professor Dr. sc. phil. Hans-Günter Eschke aus Jena graviert. Er schreibt dazu: „Die Serie stützt sich nicht auf eine zeitgenössische Darstellung. Sie faßt zwei Ereignisse, die etwa zehn Jahre auseinanderliegen, zusammen. Nach der Niederlage bei Mühlberg am 24. April 1547 war Johann Friedrich I., einst Kurfürst und Führer des Schmalkaldischen Bundes, die Kurwürde aberkannt worden. Sein Land wurde auf das Herzogtum Sachsen, mit Thüringer Territorien als Kern, reduziert. Das verkleinerte und verarmte Land brauchte eigene Beamte und Theologen, die früher aus Wittenberg gekommen waren. So wurde 1547/48 die Gründung eines „Akademischen Gymnasiums“ betrieben. Die Professoren Johannes Stigel (Rektor) – Rhetoriker und Poet – und Victorin Strigel – Theologe und Philosoph – wurden mit der Gründung dieser Anstalt betraut. Erst 1557, unter dem Sohn Johann Friedrich, erreichte der Mediziner Johann Schröter die Umwandlung in eine Universität. Die Szene zeigt Johann Friedrich I. im Kreise seiner Söhne bei der Beratung (wahrscheinlich) mit Stigel und Strigel in Vorbereitung auf die Gründung des Gymnasiums. Die Anwesenheit der Söhne symbolisiert die spätere Universitätsgründung durch den älteren von ihnen.“

Zur Bemalung der Figuren schlägt Hans-Günter Eschke folgendes vor: Johann Friedrich I.: Strumpfhosen weiß-ocker, Hemd, Halskrause und Manschetten Spitze weiß, Wams schwarzgrau mit goldenen Knöpfen,

Zimarra (Überrock) tiefschwarz mit schwarz-grauem Pelzbesatz, Barett tiefschwarz mit Goldbesatz – Gelehrter (profil): feierliche schwarze Kleidung mit Spitzen am Ärmel, keine weiteren Schmuckelemente, Beinlinge hell, Schuhe schwarz, Haar und Bart mittelbraun – Gelehrter (frontal): ebenfalls feierliches Schwarz, Pelzbesatz englischrot mit gelb aufgehellte, Hemd weiß, Beinlinge schwarz-grau, Schuhe schwarz, Haar und Bart hellbraun – Älterer Sohn (stehend) kann lebhaftere Farben aufweisen, zum Beispiel rot und weiß als beherrschende Töne – Sohn (sitzend) ebenfalls lebhaftere Farben in helleren Tönen, zum Beispiel blau, gelb und weiß als Jenaer Stadtfarben – Frau mit Kind eventuell in den Farben grün, schwarz und gelb (Sachsen) – Literatur: „Alma mater Jenensis“, Geschichte der Universität Jena, herausgegeben von S. Schmidt in Verbindung L. Elen und G. Steiger, Weimar 1983; Barbara Oehme, Jenaer Professoren im Bildnis, Gemälde aus 425 Jahren Universitätsgeschichte (1548/58 bis 1983), Jena 1983.

In der zweiten Reihe sehen wir Halbbrüschützen aus der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges (Zeichnungen Thieß und Jörg Hensch): 30/401 Offizier, 402 Schütze vorgehend, 403 Schütze laufend, 404 Schütze zurückschauend, 405 Schütze halbfrontal, 406 Schütze fechtend, 407 ebenfalls.

Dann folgt in der dritten und vierten Reihe die Serie „Wallensteins Ankunft in Dessau am 24. April 1626“: WD 1 A. W. von Wallenstein, 2 Offizier zu Pferd, 3 ebenfalls, 4 Offizier zu Fuß, 5 ebenfalls, 8 Kürassier drei Pferde haltend. Die Serie wird noch mit Arkebüsieren von Wallensteins Leibgarde ergänzt.

Tafel 2: Die Potsdamer Riesengarde. Diese von Werner Bölling begonnene Serie hat Andrä in den letzten Jahren für Kolbitz mit einer Reihe von Figuren ergänzt. Leider konnte sie zu dessen Lebzeiten nicht mehr im geplanten Umfang vollendet werden. Andrä hat diese Serie von Frau Kolbitz erworben und dankt für ihr freundliches Entgegenkommen. Ein Teil der noch fehlenden Typen war schon mit Karl-Heinz Kolbitz abgesprochen. Diese und

die anderen geplanten Figuren, soweit sie von ihm festgeschrieben wurden sowie noch nach anderen Unterlagen rekonstruierbar sind, werden noch graviert, so daß diese Serie eines Tages in der von unserem unvergessenen Sammlerfreund geplanten Form vollendet wird.

In der ersten Reihe: G 1 Friedrich Wilhelm I von Preußen, 3 Kronprinz Friedrich, 5 Offizier zu Fuß profil, 6 Offizier halbfrontal, 7 Offizier profil mit Stock, 8 Offizier im Marsch, 9 Offizier frontal bei Fuß.

In der zweiten Reihe: G 10 Unteroffizier profil zeigend, 11 Unteroffizier profil bei Fuß, 12 Unteroffizier frontal bei Fuß, 13 Unteroffizier im Marsch, 14 Unteroffizier profil präsentierend, 15 und 15a Unteroffizier frontal geschultert, 16 und 17 Grenadier profil präsentierend.

In der dritten Reihe: G 18 und 19 Grenadiere im Marsch, 20 und 21 Grenadiere profil geschultert, 22 Grenadier frontal geschultert, 23 Grenadier frontal bei Fuß, 24 Grenadier profil bei Fuß, 25 Grenadier frontal präsentierend, 29 Offizier frontal meldend.

In der vierten Reihe: G 26 Offizier Rekruten vorstellend, 27 und 28 Rekruten, 38 Fahnenjunker frontal bei Fuß, 39 Fahnenjunker frontal hoch, 44 Tambour frontal spielend, 45 Tambour frontal, 48 Pfeifer frontal spielend, 49 Pfeifer frontal.

Die Typen 1, 3, 16, 17, 18, 19, 26, 27, 28 sind von Werner Bölling graviert worden.

Tafel 3: Besichtigung beim Bau des Rondells in Dessau 1781. D 1 Franz von Anhalt-Dessau, 2 F. W. von Erdmannsdorf, 3 Arbeiter mit Plan, 4 Prinz Albert, 5 Prinz Johann Georg, 6 Prinz Friedrich, 7 Schoch, 8 Berenhorst, 9 Fürstin Luise und Wolfgang Goethe, 10 Page mit Hund.

In der zweiten Reihe folgt das Märchen Vogelscheuche von A. Wolkow: ZL 1 Vogelscheuche Scheuch, 2 Elli auf Baumstumpf, 3 Hund Totoschka. Vier Figuren zu dieser Serie sind noch in Arbeit. Die einseitig gravierte Figur Strumpfstrickender Soldat nach Spitzweg wurde von Frank Bähr gezeichnet.

In der dritten Reihe beginnt eine Geschichte der Uniformen der Deutschen Volkspolizei:

VP 51 Frau zeigend, 1 Berliner Schutzpolizist 1945, 3 Polizistin regulierend 1945, 4 Hauptverwaltungsausbildung Wachtmeister 1949, 5 VP See Matrose 1952, 6 KVP Leutnant 1955, 7 Grenzpolizei Streife zu Pferd 1956, 8 Ehrenposten 1958; vierte Reihe: VP 9 Sonderkommando Wachtmeister 1961, 10 Offizier mit Stahlhelm 1962, 11 Polizist mit Stiefelhose und Skimütze 1966, 12 Verkehrsüberwacher regulierend 196r 1961, 10 Offizier mit Stahlhelm 1962, 11 Polizist mit Stiefelhose und Skimütze 1966, 12 Verkehrsüberwacher regulierend 1966, 13 Diensthundeführer in Kombination, 14 Verkehrspolizistin 1970, 55 Verkehrssünder, 15 Offizier 1972, 16 Verkehrspolizist mit Schülerlotsen 1975, fünfte Reihe: VP 17 Betriebsschutz, 18 Feuerwehr, 19 Polizist im Wettermantel, Kriminalist am Tatort, 21 Wasserschutzpolizist, 22 Ehrenposten, 23 Wachtmeister mit Mädchen, 24 Offizier und Wachtmeister auf Streife im Winter.

Tafel 4: Katharina von Bora und Martin Luther (Vitrinenfigur); Z 3 sieben verschiedene Tschakos 1815; Serie Aschenputtel: M 3 Aschenputtel, 4 Schüssel, 5 Herd nach Zeichnungen von Martin Andrä und Fritz Gorges.

Frank Thöner, Windmühlenstraße 16. Dessau 4500, stellt eine Serie „Preußische Infanterie im Halt 18. Jahrhundert“ vor. Leider sind die Figuren sehr unterschiedlich groß, von 45 bis 54 mm hoch, doch kann man sie, wenn man die Sache realistisch betrachtet, durchaus zusammen verwenden, denn auch im preußischen Heer waren die Soldaten nicht von einheitlicher Größe. Drei dieser Typen, die der von uns festgelegten Normgröße einigermaßen entsprechen, zeigen wir im Bild. Zu der Serie gehören: AK I Musketier Gewehr bei Fuß, II Offizier mit Stock, III Offizier mit Sponton, IV Füsilier Gewehr präsentierend, V Fähnrich, VI Trommler, VII Grenadier Gewehr präsentierend, VIII Musketier Gewehr über. Die Serie soll fortgesetzt werden und es empfiehlt sich künftig besser auf unsere Normgröße 54 mm zu achten.– Die Figuren hat Thöner von Hans-Jörg Rammelt übernommen. Die Auszeichnungsfigur „10 Jahre AG Dessau“, der Fahnenräger 1618/48 in 54 mm Höhe, und Friedrich II. zu Pferd

in 30 mm Größe sind ebenfalls in den Besitz von Frank Thöner übergegangen.

Peter Scheuch, Hauptstraße 52 b, Gonna 4701, gravierte nach einer Zeichnung von Gerhard Würker einen Fahnenräger des Preußischen Infanterie-Regiments Nummer 7, bis 1756 (54 mm). Weitere Typen sollen folgen. Die Gravur läßt sich noch verbessern, unter anderm durch Vergrößern der zu kleinen Hände.

Erwin Ortmann

Autoren

TEXTAUTOREN

Professor Dr. sc. phil. Hans-Günter Eschke
Lutherstraße 86, Jena 6900
Doris Garscha-Friedrich
Schuchstraße 7, Dresden 8036
Bernd Hauser
Asterweg 16/502, Dresden 8028
Dr. Gerhard Möbius
Guerickestraße 21, Karl-Marx-Stadt 9031
Dr. Horst Neumeister
Institut Nummer 20, Nauendorf 4107
Erwin Ortmann
Thomas-Mann-Straße 5, Weimar 5300

Bearbeiter des Katalognachtrages

Joachim Mühlmann
Karl-Marx-Straße 12, Crawinkel 5212

BILDAUTOREN

Doris Garscha-Friedrich
(Zeichnungen Seiten 92 und 93)
Dr. Horst Neumeister (Seite 105)
Eberhard Renno
Kurt-Nehrling-Straße 54, Weimar 5300
(Seiten 82, 91 bis 94, 104)

Bilder zu

Eine Zinnfigurenausstellung zur 1200-Jahrfeier

- 1 Hersfelder Mönche taufen die Bannungestäd-
ter
- 2 Streikposten vor der Grube „Sophie“
- 3 Verteilung von Neubauernstellen
- 4 Mähdrescher im Einsatz vor Bennstedt

Die Bilder 3 und 4 erfassen dieselbe Landschaft, nur mit den historisch bedingten Veränderungen wie Verfall der Windmühle, Verschwinden der kleinen Parzellen und Veränderung des Baumbestandes.

zinnfiguren

wird als Arbeitsmaterial für Sammler,
Freunde und Hersteller der Zinnfigur
herausgegeben vom Kulturbund
der Deutschen Demokratischen Republik,
Gesellschaft für Heimatgeschichte,
Zentraler Fachausschuß Zinnfiguren

Redaktion

Studienrat Karl-Heinz Hempel,
Erwin Ortmann (Redakteure),
Professor Dr. sc. phil. Hans-Günter Eschke,
Museumsrat Paul Kaiser, Kerstin Krüger

Anschrift des Herausgebers

Kulturbund der DDR,
Gesellschaft für Heimatgeschichte,
Zentraler Fachausschuß Zinnfiguren
Johannisstraße 2, Berlin DDR
1040

Anschrift der Redaktion

StR Karl-Heinz Hempel,
Albert-Schweitzer-Straße 17,
Hoyerswerda-Neustadt DDR 7700

Als Manuskript gedruckt

Redaktionsschluß 31. Oktober 1987
Gestaltung Paul Kaiser

Herstellung

Druckerei Fortschritt Erfurt
Lichtsatz Walbaum-Antiqua
Montage, Druck und Endfertigung
Betriebsteil Nordhausen
Ag 203/179/87 1,0 WV 13-1
00400

